

13. Diskriminierung durch Freund:innen und Peers

Kapitel 13 befasst sich mit den zwei gleichaltrigen Freund:innen, Sophia und Pikka, mit denen die Protagonistin, vorzugsweise mit Sophia, seit der Kindheit und Jugend gemeinsam spielt, Spaß hat oder sich zu Zusammenkünften trifft. Zunächst wird in einem Exkurs auf die Herkunftsfamilie von Sophia eingegangen. Er zeigt, warum differente milieuspezifische Erfahrungen zu Problemen der beiden Mädchen beitragen (Exkurs 13.1). Danach folgt die Thematisierung von Diskriminierung durch Sophia und ihre befreundeten Peers (Abschnitt 13.2). Abschnitt 13.3 beschließt das Kapitel mit Ausführungen zur Figur Pikkas.

Die folgende Rekonstruktion basiert auf insgesamt 71 Codes.

13.1 Exkurs: Sophias Herkunftsfamilie

Sophia lebte in einer der privilegierten, mit Einfamilienhäusern und Gärten versehenen Straßen des Ortes. Der »paradiesisch« angelegte Garten war so eingehegt, dass die hinter ihm liegenden sichtbaren Kühltürme in der Wahrnehmung ihrer Mutter nicht existierten. Sie hatte eine Lehre in der Bank gemacht und dort gearbeitet, was sie gelegentlich gegenüber den Hausfrauen in der Straße hervorhob. Der Lebensstil orientierte sich an Standards mittlerer Milieus. Ihr Habitus manifestierte sich im Körperausdruck, Geschmack für Kleidung, Schuhe und Aussehen und in einem »sichere[n] Frausein« (Ohde 2020, S. 38). Die Eltern zeigten ein souveränes Verhalten. Die Protagonistin hatte den Eindruck, dass der Habitus der Eltern einen prägenden Einfluss auf die Habitusbildung von Sophia hatte. Dieser Einfluss versprach und zielte auf eine Lebens- und Lernbiografie mit erfolgreicher Zukunft (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Stadtteil, S. 37; 5 Codes: Mutter_Sophia/Lebensstil, S. 37, S. 38f., S. 40; Code: Mutter_Sophia/Distinktion, S. 39; Code: Freund:innen/Sophia/Habitus, S. 72).

Die Darstellung zum elterlichen Lebensstil verweist erneut auf die Bourdieusche These vom Habitus der Herkunftsfamilie und seine Bedeutung für die weitere Biografie des Individuums (vgl. Rehbein & Saalmann 2014, S. 113). Strukturen des mittleren Milieus zu inkorporieren, trug zur Entwicklung eines entsprechenden Habitus von Sophia bei, der sich von dem der Protagonistin aus unterem Milieu grundsätzlich unterschied. Die Habitusdifferenzen führten überwiegend zu einer Nicht-Passung der Orientierungen und Praktiken der Mädchen und ließen die Aufrechterhaltung einer längerfristigen Beziehung als unwahrscheinlich erscheinen. Im Hinblick auf die Herkunftsfamilie lebten sie in unterschiedlichen Welten. Soziale und ethnische Herkunft wiesen der Protagonistin eine untergeordnete Rolle zu.

Sophias Mutter machte den Eindruck, als ob sie auf der Basis eines vorreflexiven Plans handelte, ganz anders als die Mutter der Protagonistin. Dazu gehörte, dass sie ihrer Tochter schon vor der Einschulung das Schreiben einiger Wörter beigebracht hatte, was Sophia der Freundin beim Spielen mitteilte. Als die Ich Erzählerin das gleiche Anliegen an ihre Mutter herantrug, lehnte sie es mit der Begründung ab, dass sie sich dann in der Schule langweilen würde (vgl. Code: Mutter_Sophia/Lebensstil, S. 39; Code: Mutter_Sophia/Schule, S. 35).

Wie frühzeitig Lerndifferenzen entstehen, wenn Kinder aus unterschiedlichen Familien kommen, macht die Sequenz deutlich. Die Erkenntnis wird bekräftigt, dass diese Form sozialer Ungleichheit vor der Schule entsteht (vgl. Diehl & Hinz 2024, S. 10). So wird das im Grundgesetz verankerte Recht auf Chancengleichheit bereits in den frühen Jahren der Kindheit verwirkt. Die ungleichen Ausgangsbedingungen führen zur Benachteiligung, die im weiteren Verlauf reproduziert wird, weil Schule den Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Schulleistungen nicht entkoppelt (vgl. Kapitel 14).

Sophias Mitteilung, sie könne schon einige Wörter schreiben, könnte von der Protagonistin als diskriminierend, weil kompetitiv, wahrgenommen werden, geriet diese doch aufgrund des »Desinteresses« ihrer Mutter ins Hintertreffen. Dies jedoch kaschierte vermutlich, dass die Mutter die deutsche Schreibschrift nur gering beherrschte und sich keine Blöße geben wollte. Dagegen übte Sophias Mutter mit ihrer Tochter, ihrem vorreflexiven Plan folgend. Das Beibringen des Schreibenlernens bahnt sowohl fachlich-inhaltliche als auch überfachliche Kompetenzen an: wichtige kognitive Fähigkeiten für die Entwicklung von Zukunftsorientierung, z. B. sich Ziele setzen, Hand-

lungsfolgen abschätzen und Belohnungsaufschub lernen (vgl. Wissing 2004, S. 86f.). Insofern profitierte Sophia nicht nur für das Schreibenlernen, sondern auch für darüberhinausgehende Fähigkeiten. Die Icherzählerin geriet schon jetzt ins Hintertreffen, weil jedwede schulische Förderung ausblieb.

13.2 Sophia und Peers

Die thematischen Aspekte des Buches ›Habitus‹ und ›Diskriminierung‹ erfordern die Fokussierung auf die problematischen Prozesse der Beziehung zwischen Protagonistin und Sophia. Bei der folgenden Analyse entsteht der Eindruck, dass es sich ausnahmslos um eine Oben-Unten-Beziehung handelte. In diesem Verhältnis ging es um die Machtausübung von Sophia und die Unterordnung der Icherzählerin. Das kennzeichnete die eine Seite der Beziehung, während die andere Seite einige Merkmale einer Freundschaft erkennen ließ:

Beide Mädchen erlebten gemeinsam ein aufregendes Abenteuer. Auch glaubten sie fest daran, fliegen lernen zu können, und trainierten gemeinsam unentwegt dafür. Sie spielten leidenschaftlich mit mystischen Figuren. Die Protagonistin übernachtete bei ihrer Freundin. Als Jugendliche hörten sie im Keller, Wasserpfeife rauchend, Songs von Hard-Rock-Bands und hatten Spaß miteinander. Sophia nahm ihre Freundin zu Ereignissen der Gemeinde mit (vgl. 4 Codes: Freund:innen/Abenteuer, S. 56ff.; 2 Codes: Freund:innen/Träumereien, S. 34f.; Code: dito, S. 36; Code: Freund:innen/Sophia, S. 39; Code: Freund:innen/Zusammensein S. 15f.).

Im Unterschied zu diesen positiven emotionalen Erlebnissen zu zweit traten jedoch folgende diskriminierende Ereignisse auf:

Die oben geäußerte Mitteilung der Freundin, sie könne schon einige Wörter schreiben, lässt fragen, ob sie kompetitiv und damit diskriminierend gemeint war. Das Letztere lässt sich auf dem Hintergrund der Analyse folgender Sequenzen belegen:

Sophia erkundigte sich nach der Herkunft des Wandteppichs im Treppenhaus der Icherzählerin und sprach türkisch bewusst falsch aus, als ob sie sich ihre Zunge »beschmutzte«, wenn sie es richtig aussprechen würde. Dieser rassistischen Diskriminierung wurde wie in anderen vergleichbaren Situationen von der Protagonistin nichts entgegengesetzt und sie wurde kom-

mentarlos stehen gelassen (vgl. Code: Freund:innen/Sophia/Diskriminierung, S. 35).

Als beide Mädchen das Gymnasium besuchten, fragte Sophia, was ihre Freundin am Wochenende machen würde. Sie wollte die ganze Zeit lesen, war die Antwort. Der nachfolgende Blick von Sophia wurde als andeutungsweise abwertend wahrgenommen. Er enthielt die Botschaft, bemühe dich nicht, überheblich zu sein, es glaubt dir sowieso keiner (vgl. Code: Freund:innen/Sophia/Diskriminierung, S. 71).

Die bewusst falsche, die Zunge quasi beschmutzende Artikulation des Wortes »türkisch« war eine Form rassistischer Diskriminierung, die nicht nur auf die Sprache der Protagonistin und ihrer Mutter, sondern auch auf die gesamte türkische Community zielte. Danach haftete der Sprache, mithin auch dieser Gruppe mit Migrationshintergrund, etwas Schmutziges an. Das demütigte und beschämte die Protagonistin und bekräftigte eine parallele Vorstellung zum Klang ihres türkischen Vornamens, von dem sie glaubte, dass er sie zu Schmutz machen würde (vgl. Abschnitt 7.1.1). Die kurze Sequenz diente der Ausübung von Macht und erzeugte die Vorstellung der Ungleichwertigkeit von Menschen mit »sauberer« und »schmutziger« Sprache. Die Annahme von Ungleichwertigkeit trägt zu Menschenverachtung und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit bei.

Der abwertende Blick von Sophia auf die Bemerkung der Protagonistin, die ganze Zeit lesen zu wollen, hatte die Funktion einer Diskriminierung in Form einer Beschämung. Er erzeugte Scham, die die Zuschreibung triggerte, überheblich zu sein und gelogen zu haben. Scham ist das Ergebnis »aus der Diskrepanz zwischen dem Selbstbild eines Akteurs und dessen unvollkommener Realisierung«, was »im Subjekt als eine durch Dritte bewirkte negative Selbstbewertung« hervorruft (Neckel 1991, S. 99). Diese Selbstbewertung kann durch Anwesende oder durch normativ wirkende signifikante Andere im Individuum hervorgerufen werden. Die Scham der Protagonistin über den erweckten Eindruck verunsicherte und erschütterte ihre Selbstachtung. Sie fühlte sich ertappt, etwas vorgegeben zu haben, was nicht ihrem Selbstbild entsprach, verstand sie sich doch als jemand, für den kulturelle Normen wie Authentizität und Wahrheit verbindlich waren. Die Verletzung eigens anerkannter Normen aktivierte die innere normative Instanz als Schamgefühl, die im Sinne einer Bestrafung wirksam wurde. Beschämte haben einen Machtverlust, Beschämende einen Machtgewinn. Das Beispiel lässt schlussendlich die

Konstruktion und Reproduktion einer asymmetrischen Beziehung der beiden Mädchen sichtbar werden.

Angesichts dieser diskriminierenden Ereignisse konnte von einer Freundschaft keine Rede sein, obwohl die obigen Informationen zu gemeinsamem Spiel und Spaß sowie die Dauerhaftigkeit der Beziehung dies nahelegten. Freundschaften sind üblicherweise an der Idee der Gleichheit orientiert und bestrebt, symmetrische Reziprozität zwischen den Akteur:innen herzustellen (vgl. Wagner & Alisch 2006, S. 18). Zwar schließen solche Beziehungen Verletzungen der sie sonst tragenden regulativen Ideen von Gleichheit und Reziprozität nicht aus, führen aber selbst bei heftigen Konfliktaushandlungen zu befriedigenden Lösungen für beide Seiten. In einer Konfliktaustragung sah die Protagonistin aber keine Perspektive und unterließ das Nachfragen und Widersprechen, weil die dadurch möglicherweise hervorgerufenen Nachteile die Vorteile überwogen hätten. Sie hätte die Aufkündigung der Beziehung befürchten müssen und damit den Verlust eines in Wohnquartier und Schule anerkannten Mädchens. Das hätte das soziale Ansehen der Protagonistin ruiniert und sie in die Isolation getrieben.

Wie lässt sich eine Beziehung charakterisieren, wenn es sich nicht um eine Freundschaft handelte? Die Peerforschung ermittelte Konzepte im Blick auf die mittlere Kindheit bis ins Erwachsenenalter. Dazu zählt Freundschaft als »Schönwetter«-Kooperation« (6–12 Jahre), »intimer gegenseitiger Austausch« (9–15 Jahre) oder »Autonomie und Interdependenz« (12 Jahre bis ins Erwachsenenalter) (Uhlendorf 2006, S. 100). Das Merkmal des Oben-Unten in der Beziehung zwischen Sophia und Icherzählerin findet sich in dieser extremen Ausprägung in keinem der Freundschaftskonzepte. Insofern sprechen wir von einer asymmetrischen Beziehung mit wenig symmetrisch-reziproken Anteilen der Interaktion und gegenseitiger Anerkennung. Die Asymmetrie entsteht durch soziale und ethnische Herkunftsdifferenzen und nicht passfähige Habitus. Beide Mädchen halten an dieser Beziehung fest, die Icherzählerin aufgrund des Exklusionsrisikos, Sophia, um Macht auszuüben.

Eine egalitäre, enge Freundschaft dagegen hätte Chancen für die Entwicklung beider Mädchen gehabt: Kinder mit engen Freundschaften wiesen mehr soziokognitive Fortschritte auf als Kinder in losen Freundschaften. Die Fähigkeit zur sozialen Perspektivenübernahme wurde stärker gefördert. Schließlich hatten enge Freundschaften von Gleichaltrigen eine präventive Funktion im Blick auf die Entstehung von Depressionen und Problemen des Selbstwertgefühls (ebd., S. 98ff.).

Hatte die Protagonistin depressive Verstimmungen und unzählige Male Gefühle der Minderwertigkeit erlebt, könnte es also auch mit dem fehlenden Schutz enger Peerbeziehungen zusammenhängen. Die Beziehung mit Sophia und Pikka, dem anderen Freund, hatte keine präventive Funktion. Auch gab es keine Gleichaltrigen in Wohnquartier und Stadtteil, die mit ihr einen kontinuierlichen Kontakt hatten. Deren Diskriminierung veranlasste die Icherzählerin, sich zurückzuziehen und die Teilhabe an Ereignissen im Ort zu meiden – wie sich im Folgenden zeigte, als Sophia dafür sorgte, an lokalen Freizeitangeboten teilzunehmen (vgl. 2 Codes: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Demütigung_Beschämung, S. 121, S. 122).

So nahm Sophia sie mit in den Reitstall, in dem eine Jugendliche über den Einsatz von Pferden für den Karnevalsumzug im Stadtteil sprach. Um besonders aufmerksam zu erscheinen, riss die Icherzählerin die Augen weit auf. Daraufhin wurde sie von der Rednerin nachgeäfft, nachdem diese ihre Rede beendet hatte (vgl. Code: Peers/Diskriminierung/Demütigung_Beschämung, S. 120f.).

Sophia ging mit ihr in die Gruppenstunden in der Kirche. Während diese und ihre Freundinnen teure Marken-Basketballschuhe anhatten, trug die Protagonistin ein billiges Imitat. Bei einem Spiel sollten Synonyme gefunden werden, in dem die Icherzählerin häufiger mit dem Wort »Ding« antwortete, was erlaubt war. Während sie sich im weiteren Spiel bemühte, Wörter zu finden, allerdings ohne Erfolg, guckten die anderen sie so lange schadenfroh an, bis sie erklärte, dass sie sie ärgern wollten. Dass bildete sie sich nur ein, wurde entgegnet. Sophia schwieg (vgl. Code: Peers/Diskriminierung/Demütigung_Beschämung, S. 122; Code: Freund:innen/Diskriminierung, S. 122).

Es wird deutlich, wie negativ die sozialen Beziehungen zwischen Peers aus privilegierteren Milieus und Icherzählerin waren. Nachgeäfft zu werden und reale Erfahrungen als Einbildungen umzudeuten, wiesen darauf hin, dass ihre Teilhabe unerwünscht war. Die Exklusion wog schwer, weil sich auch ihre einzige Freundin nicht schützend vor die Protagonistin gestellt hatte. Sie setzte den Praktiken der Peers, die Elemente eines latenten und offenen Rassismus und Klassismus enthielten, nichts entgegen, zumal sie die Praktiken selbst anwendete und ihr eigenes Ansehen vor den anderen nicht beschädigen wollte.

Die hier von den Gleichaltrigen in demütigender Form vorgenommene Zuschreibung, sie würde sich einbilden, geärgert zu werden, stellte eine typische

Reaktion dar, um Tatsachen in Abrede zu stellen und direkte Diskriminierung zu vermeiden. Indem auch Sophia schwieg, pflichtete sie den anderen bei. Sie wandte die gleiche Praktik an, als es um die Erklärung der Anfeindungen im Wohnquartier ging (vgl. Abschnitt 5.2).

Sophia leugnete die Existenz eines feindlichen Umfeldes und führte die Wahrnehmung der Protagonistin darauf zurück, dass sie sich zu schnell persönlich angegriffen fühlte bzw. überempfindlich reagierte. Dabei gab es genügend unterschwellige und sich andeutende Anfeindungen im Wohnquartier. Wollte die Icherzählerin jedoch davon berichten, rannen ihr die Beschreibungen durch die Finger und existierten nicht mehr. Sie zweifelte an ihrer Wahrnehmung und war so verunsichert, dass sie Sophias Auffassung nichts entgegenzusetzen hatte (vgl. Code: Freund:innen/Sophia/Diskriminierung, S. 124; Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Demütigung_Beschämung, S. 124; Code: Vater/Ehefrau/Diskriminierung, S. 113).

Die Bagatellisierung eines menschenfeindlichen Umgangs durch Sophia zeigte Ignoranz und Empathielosigkeit gegenüber dem Anliegen der Freundin – Folge der asymmetrischen Beziehung, in der generell nicht zugehört und auf Verletzungen der Icherzählerin eingegangen wurde. Aber sie wollte die Beziehung zu Sophia nicht abbrechen. Dazu war der Prestigegewinn für sie zu groß. Mit einem Mädchen befreundet zu sein, deren soziale Herkunft, Aussehen und Auftreten ›makellos‹ war, davon versprach sie sich, dass etwas auf sie abfärbte (2 Codes: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Exklusionsgefühl, S. 22, S. 124).

Die obige Vorhaltung, Rassismuskritik der Icherzählerin sei die Folge von Überempfindlichkeit, wird in anderen Kontexten häufig geäußert. Sie verweist auf einen Subtyp, der bei der Auftaktstudie zum Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (vgl. DeZIM 2022) ermittelt wurde, in der 5000 Personen der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren telefonisch befragt wurden. Dieser Subtyp bezog sich auf die Sicht der Befragten, die Rassismuskritik zurückwiesen. Sie hielten die rassifizierte Menschen für überempfindlich. Diesem Item wurde von einem Drittel der Befragten zugestimmt. Antworten auf ein zweites Item erhärteten die Auffassung von Überempfindlichkeit: Mehr als die Hälfte der Befragten war überzeugt davon, dass die Angst der Menschen, Opfer von Rassismus zu werden, übertrieben war.

Beide Items zum Abwehrverhalten der Kritik fallen unter die Kategorie ›Hypersensitivität‹ (überempfindlich, zu ängstlich) (DeZIM 2022, S. 86f.). Sie wurde rassifizierten Menschen von einem nennenswerten Anteil der Bevölkerung zugeschrieben. Es war irritierend, dass dabei die gesellschaftliche Mitte dominierte. Sie hatte nämlich bei der mittels Hypersensitivität begründeten Zurückweisung von Rassismuskritik Schwierigkeiten, »ihr Selbstbild [...] mit rassistischen Realitäten kognitiv in Einklang zu bringen« (ebd., S. 85). Ihrer Vorstellung nach hielten sie sich selbst nicht für rassistisch, wollten aber entsprechende Realitäten und deren Kritik daran nicht wahrhaben.

Ferner brachten Teile der Bevölkerung Alltagsrassismus mit psychologischen Persönlichkeitseigenschaften in Verbindung, wie es im Übrigen die Romanfigur Sophia tat, und stritten ab, dass es sich um ein gesellschaftliches Phänomen handelte. Die Studie zeigt, dass Rassismuskritik zu beträchtlichen Teilen in der Gesellschaft bagatellisiert wurde. Es stellt sich die Frage, ob diese Bagatellisierung auch von zuständigen Institutionen bei rassistischen Vorfällen vorkam, was zur Folge hatte, dass verheerende Ereignisse eintraten?

Mehrere Romansequenzen thematisierten den Umgang von Erwachsenen mit Formen von Rassismus und Klassismus. Die Erwartung, dass diesen Phänomenen in der Peerwelt anders begegnet würde, weil Peers durch den Besuch von pädagogischen Einrichtungen, vor allem der Schule, mehr Gelegenheit zur Herstellung von Kontakten und Freundschaften mit migrantischen Gleichaltrigen haben als Erwachsene, bestätigte der Roman nicht. Auch hier wurde am Einzelfall deutlich, dass soziale und ethnische Herkunft, wie Aussehen, Verhalten und Kleidung, Anlass für Diskriminierung im Sinne sozialer Demütigung und Beschämung war. Es zeigten sich intersektionale Effekte in Form von Praktiken der Exklusion, die entweder durch Peers aktiv vorangetrieben oder passiv geduldet wurden. Dies förderte die weitere Entwicklung von Minderwertigkeitsgefühl und geringer Selbstachtung der Icherzählerin. Unterstützung und Hilfe gab es nicht. Sie wurde alleingelassen. Wie bei den Erwachsenen stellte die Studie von DeZIM (2022) für 14-Jährige fest, dass auch Peers Rassismuskritik abwehrten, Alltagsrassismus individualisierten und psychologisierten und die Schuld dem rassifizierten Opfer zuschrieben.

Vor diesem Hintergrund konstituierte sich die Beziehung der beiden Mädchen aufgrund sozialer und ethnischer Herkunftsdifferenzen als Machtbeziehung.

Die Diskriminierung durch die Freundin ging so weit, die Protagonistin mithilfe gezielten Hervorhebens von Merkmalen ihres fremden Aussehens

und dem Verweis auf die äußere Erscheinung anderer Migrantinnen zu demütigen und zu beschämen. Auch später, im jungen Erwachsenenalter, blieb Diskriminierung nicht aus. So versuchte Sophia, die bereits studierte, der Icherzählerin das Studium auszureden. Sie zweifelte daran, ob das von ihr behauptete niedrigere Niveau des von der Icherzählerin besuchten Oberstufengymnasiums mit den vielen Schüler:innen mit Migrationshintergrund für ein Studium ausreichte. Die Adressierte widersprach nicht (vgl. Code: Icherzählerin/Gymnasialzeit/Diskriminierung/Äußere Erscheinung_Gesicht/Migrationshintergrund, S. 120; Code: Freund:innen/Sophia/Diskriminierung, S. 188).

Sophia hierarchisierte Menschen nach biologischen Unterschieden und bewertete danach die Leistungsfähigkeit der Schüler:innen mit Migrationshintergrund – eine extreme Form von Rassismus. Diese Abwertung von unveränderlichen natürlichen Eigenschaften einer Person, wie z.B. das Aussehen, wurde als essentialistische Eigenschaft auf die mangelnde Leistungsfähigkeit übertragen. Sie ermöglichte, ein Oben und Unten zu konstituieren, sich für überlegen zu halten und Distinktion herzustellen (vgl. Code: Freund:innen/Sophia/Diskriminierung, S. 118, S. 120).

Die erwachsene Icherzählerin ließ die diskriminierenden Zuschreibungen von Sophia wie in der Vergangenheit unkommentiert. Sie schwieg und unterwarf sich dem Diktat, durch das ihre Subjektivität, ihre enorme Leistung und ihre demütigenden Erfahrungen in der Lern- und Bildungsbiografie missachtet wurden. Erneut wurde die mit Leiden verbundene Opferrolle übernommen, die ihr bisheriges Leben geprägt hatte. Selbst als junge Erwachsene trat sie Praktiken der Diskriminierung nicht entgegen, obwohl sie nun keine negativen Konsequenzen mehr im Blick auf die Beziehung zu Sophia befürchten musste. Sie lebte nicht mehr im Ort und hatte keinen Kontakt mehr zu ihrer ehemaligen Freundin. Es zeigte sich erneut, dass die in Kindheit und Jugend inkorporierten habituellen Prägungen im späteren Leben wirksam sind.

13.3 Pikka

Verglichen mit der vorangegangenen asymmetrischen Beziehung zwischen Protagonistin und Sophia, handelte es sich zwischen Pikka und Icherzählerin um eine Beziehung mit reziprok-symmetrischen Elementen, die auf Wechselseitigkeit und Gleichheit beruhte. Sie unterschieden sich aber bedeutsam

in der Häufigkeit der Kontakte: Während die Icherzählerin mit Sophia einen kontinuierlichen Umgang hatte, beschränkte sich dieser mit Pikka auf sporadische Begegnungen. Auch Diskriminierungen, wie sie in der Beziehung zu Sophia zahlreich vorkamen, spielten keine Rolle, abgesehen von einem Fall, der oben rekonstruiert wurde.

Dagegen fanden sich mehrere nachdrückliche Versuche von Pikka, die Dreierkonstellation mit der Protagonistin und Sophia aufrechtzuerhalten, sei es, wenn er vorschlug, Leistungskurse in der Schule gemeinsam zu besuchen oder Grillabende zu veranstalten. Insbesondere bemühte er sich mehrfach, die Icherzählerin davon zu überzeugen, nicht wegzugehen und an einer anderen Universität zu studieren. Sie könnte auch im Ort glücklich werden, der seiner Ansicht nach viele Vorteile besaß, die sie nicht sah, weil sie generell alles so schwarzmale (vgl. 2 Codes: Freund:innen/Pikka, S. 22, S. 82; 2 Codes: Freund:innen/Pikka/Stagnation, S. 220, S. 224).

Pikka orientierte sich am »Lebensmodell« (Ohde 2020, S. 18) seines Vaters, der sich schon im Jugendalter entschieden hatte, Ort, Grundstück und Haus nach dem Vorbild des Großvaters nicht zu verlassen. Pikkas Vater hatte das Haus vergrößert und das Hinterhaus gekauft, damit sein Sohn dort später wohnen konnte. Pikka sah keine Gründe wegzugehen. Er studierte wie Sophia an der naheliegenden Universität und verlobte sich mit ihr (vgl. 2 Codes Freund:innen/Pikka/Stagnation, S. 18f.; Code: ebd., S. 22; Code: ebd., S. 186; Code: ebd., S. 278).

Pikkas Motive, am Ort zu bleiben, waren der Anlass für die Protagonistin, alle Bemühungen aufzubringen, ihn zu verlassen. Sie wollte hier keinem vorgezeichneten Lebensmodell folgen und ein Leben führen, das für sie Diskriminierungsrisiken beinhaltete und ein Dasein im traditionellen Geschlechterverhältnis vorsah.

Hin und wieder kamen ihr allerdings Bedenken, ob die Entscheidung des Weggangs richtig war. Sie wollte darüber nachdenken, nachdem Pikka sie gebeten hatte. Sie stellte sich vor, welche Rolle sie als Frau im Ort einnehmen würde. Blieb sie, bedeuteten die Grenzen des Ortes die Grenzen ihrer Welt, die sie nicht überwinden würde und in der sie »glücklich« (Ohde 2020, S. 223) wäre – eine Anspielung auf die Vorstellung der Mutter, der es so in der Türkei ergangen wäre. Der Weggang nährte die Hoffnung auf ein autonomes und wahrhaftiges Leben (vgl. 2 Codes: Soziale Ungleichheit/

Wohnquartier/Diskriminierung/Weggehen, S. 222–223; Code: ebd. S. 223; 2 Codes: Freund:innen/Pikka/Stagnation, S. 220, S. 224).

»Glücklich« in den Grenzen des Ortes zu sein, das war es wohl, was Pikka vorschwebte. Bemerkenswert war, dass weder er noch Sophia wahrgenommen hatten, dass es für die Icherzählerin im Ort eine »Wand« (ebd., S. 22) gab, die sie von anderen trennte und exkludierte. Das hatte vermutlich auch damit zu tun, dass sie nicht über rassistische Anfeindungen berichtete bzw. berichten konnte (vgl. oben). Der Roman enthält keine Hinweise auf Gespräche mit Pikka über die belastenden rassistischen Diskriminierungen, obwohl sie aufgrund der positiven Qualität ihrer Beziehung möglich gewesen wären. Sie hätten für die Icherzählerin hilfreich und unterstützend sein können, um Diskriminierungen besser zu ertragen, zu verarbeiten und zu lernen, sich zur Wehr zu setzen (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Stadtteil/Sophia, S. 22; Code: Soziale Ungleichheit/Stadtteil/Pikka, S. 22).

Fazit: Die Icherzählerin hatte zwei Freund:innen, Sophia und Pikka. Mit beiden unternahm sie in Kindheit und Jugend vieles gemeinsam. Sophia kam aus mittlerem Milieu und wies der Protagonistin aufgrund ihrer sozialen und ethnischen Herkunft die untergeordnete Rolle in ihrer asymmetrischen Beziehung zu. Neben Praktiken der Diskriminierungen von Sophia war sie auch denen von Gleichaltrigen am Ort ausgesetzt. Pikka versuchte sie davon zu überzeugen, am Ort zu bleiben. Er hatte nicht wahrgenommen, dass die Icherzählerin nicht am Leben des Ortes teilhatte und permanenten Risiken der Demütigung und Beschämung ausgesetzt war.